

Ein Résumé

Warum schreibt man ein solches Buch, was ist das Ziel? Die jahrelange Beschäftigung mit Literatur über Bürgers Wirkung führte zu zwei Hypothesen: er war der populärste deutsche Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts und er wurde das Opfer der deutschen Klassik. Mit beiden Thesen beschäftigte sich bereits mein *Rufmord klassisch* von 2012. Dabei war immer ein gewisses Unbehagen: ein Naturwissenschaftler steht gegen den „Dichturfürsten“ Schiller und einen großen Teil der deutschen Germanisten. Die Aussagen von 2012 lassen sich jedoch mit weiteren Gründen erhärten. Das betrifft einmal die Popularität. Hier werden nicht mehr nur Aussagen aus Literaturgeschichten oder ähnlichen Quellen, also sekundäre Quellen verwendet, sondern es wird nachgewiesen, wie populär Bürgers einzelne Werke in der Tagespresse, in Zeitschriften, in der nicht germanistischen Fachliteratur sowie in der Unterhaltungsliteratur waren. Dabei ergibt sich auch eine interessante Rangordnung für die Beliebtheit Bürgerscher Werke. Nachweisbar ist, dass schon etwa 10 Jahre vor Gervinus Arbeiten zur Literaturgeschichte begonnen wurde, Bürger mit den Augen der Schillerschen Rezension zu sehen und zu verurteilen – vorher war Bürger unbestritten der populärste und originellste deutsche Dichter und die Schillersche Rezension spielte keine Rolle; der harschen Kritik daran von Hartmann (1794) kommt schon deshalb Bedeutung zu, weil sie bisher in der Literatur nie zitiert wurde – warum wohl? Für das negative Erscheinungsbild Bürgers tragen paradoxerweise auch mehrere Herausgeber seiner Werke Verantwortung – diese Tatsache verdient Aufmerksamkeit. Auch für die Wertung der Rezension gibt es bisher nicht genügend beachtete Aspekte, die mit der teilweisen Rücknahme von Forderungen aus der Rezension in der *Verteidigung des Recensenten* und der späteren Rücknahme der Rücknahme in den *Kleineren prosaischen Schriften* zusammenhängen: von der Rezension blieb nur das Urteil übrig – eine Begründung wurde nicht mehr gegeben. Die im Anhang erstmals nachgedruckten Beiträge von Leo Berg und Paul Schlenther könnten für jeden an Bürger Interessierten wertvolle Erkenntnisse liefern.

Bürger war, besonders durch seine *Lenore*, allen Bevölkerungskreisen bekannt – Schiller durch seine vier Dramen nur einem kleinen Kreis; in der Lyrik war er als Bürger-Epigone in seiner Anthologie von 1782 aufgefallen. Wenn Goethe die *Lenore* gern und oft rezitierte und sich dabei in freundschaftlichem Wettkampf sogar gegen den *Lenore*-Komponisten André durchsetzte; wenn das gleiche Gedicht auf der Bleiche, am Brunnen, im Gasthof, am Spieltisch und auf dem Jahrmarkt vorgetragen wurde und als Liedflugschrift für Pfennigbeträge zu erwerben war oder gesungen wurde, hat wohl Bürger sein Ziel von Volkspoesie wie kein anderer deutscher Dichter erreicht.

Friedrich Nietzsches unfreundlicher Spruch vom „Moraltrumpeter von Säckingen“ gewinnt bezüglich der Rezension durchaus Glaubwürdigkeit. Schiller verlangt, dass sich der Rezensierte erst einmal zur „reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern“ habe. Für sich selbst hat er jedoch ganz andere Maßstäbe: er greift die Person Bürger in einer Rezension über dessen Werk an und beleidigt ihn öffentlich. Doch auch die fachliche Kompetenz des Kritikers ist fragwürdig. Es ist mutig, wenn sich ein Unlyriker zur Beurteilung eines anerkannten Lyrikers aufschwingt. Unerträglich wird das, wenn er fachliche Lücken zeigt. Hätte er Kenntnisse der Minnelieder und der Petrarcaschen Sonette gehabt, wäre er nicht auf die Idee gekommen, Bürgers Molly-Lieder als viel zu privat anzusehen – schließlich sind einige davon Bearbeitungen bzw. nahezu wörtliche Übersetzungen. Zudem stellt sich Schiller mit der Wertung der *Lenore* und des *Wilden Jägers* als kindisch ein vernichtendes Zeugnis aus, spätestens als er die Rezension 1802 seinen Werken einverleibt hatte, hätte er bemerken müssen, dass er mit diesem Urteil alleine steht – selbst Goethe ist ihm darin nicht gefolgt.

Über die spätere Bedeutung Bürgers gab es in der Literatur unterschiedliche Aussagen. Viele Literaturgeschichten stellen Bürger im Sinne der Weimarer Klassik als den unbedeutenden, in abwertendem Sinne populären Dichter dar, den man selten nennt, ohne auf die Verfehlung seiner Liebe zu den beiden Schwestern Leonhart hinzuweisen. Paradox wurde die Situation dadurch, dass in der aktuellen Bürger-Gesamtausgabe ihm das breite Publikum in den weniger gebildeten Schichten abgesprochen wurde. In der vorliegenden Arbeit konnte nachgewiesen werden, dass Bürger sowohl das gebildete Publikum (Ausnahme: Friedrich Schiller) als auch die weniger gebildeten unteren Schichten des Volkes, die teils nicht einmal richtig lesen konnten, erreichte – mit den gleichen Werken, z. B. *Lenore*, *Des Pfarrers Tochter von Taubenhain*. Er hat damit als einziger deutscher Dichter das geschafft, was Schiller in seiner Rezension gefordert hatte: ein Dichter für das ganze Volk zu sein – die Klassiker haben dies nicht erreicht.

Schillers später als bedeutend eingeschätzte anonyme Rezension ist bis zu seinem Tode in der Öffentlichkeit unbeachtet geblieben, sieht man von drei kritischen Stellungnahmen ab. Er hat sie erst 1802 in seine *Kleinere prosaische Schriften* aufgenommen mit dem Nachsatz: „So urtheilte der Verfasser vor eilf Jahren über Bürgers Dichter Verdienst; er kann auch noch jetzt seine Meinung nicht ändern, aber er würde sie mit bündigern Beweisen unterstützen, denn sein Gefühl war richtiger als sein Raisonnement.“ Für einen Schiller reicht also das Gefühl um einen Konkurrenten moralisch zu verunglimpfen und sein Werk zu verurteilen - Beweise für Behauptungen benötigt er nicht, da er nach eigener Aussage „zugleich Gesetzgeber und Richter“ ist. Merkwürdig, dass seine fatale Fehleinschätzung der *Lenore* und des *Wilden Jägers* als kindisch nicht thematisiert wurde. Was ebenfalls interessant ist, aber von seinen Epigo-

nen ignoriert wurde: er geht auf seine *Vertheidigung des Recensenten* nicht mehr ein, sondern bezieht sich nur noch auf die Rezension selbst. In der *Vertheidigung* jedoch hatte er sich sowohl von seinen utopischen Forderungen an die Person des Dichters als auch von seinen „idealisierten Empfindungen“ durch die von ihm angeführten Beispiele verabschiedet. Es ist also korrekt, Schiller an seinen unrealistischen, völlig überzogenen Forderungen in seiner Rezension zu messen. Irritierend ist in diesem Zusammenhang sein Bekenntnis von 1798 an Humboldt, „daß wir [Goethe und er selbst] die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht recht geschickt ist, handhaben. Mir ist dies vis avis von Bürger begegnet.“ Er scheint also zu begreifen, dass er theoretische Lehrsätze unzulässig angewendet hat. Trotzdem bleibt er 1802 bei seiner Kritik von 1791 - verabschiedet sich von der damaligen Begründung, nennt jedoch keine neue.

Es dürfte keinen Zweifel mehr darüber geben, dass der Dichter Bürger das Opfer der Schiller-Sakralisierung geworden ist – wer Schiller für einen Dichturfürsten hält, ist auch geneigt, seine Bürger-Rezension für eine Offenbarung zu halten. Von gewissem Interesse ist, ob sich das deutsche Kaiserreich, der Nationalsozialismus und der DDR-Sozialismus zu Recht oder Unrecht auf Schiller berufen haben. Welche Rolle Schiller in der NS-Zeit spielte, ist gut untersucht. Eine zentrale Rolle spielte dabei Schillers Pathos, das „Erhabene“. Als Beispiel verweisen wir auf die Anmerkungen von Rolf Seubert (2010) zu Schillers *Wilhelm Tell* im Nationalsozialismus: „Die Annäherung der nationalsozialistischen Kulturorganisationen an den Dichturfürsten Friedrich Schiller schien anfänglich unproblematisch. Sein ‘Wilhelm Tell’ war nach 1933 auf deutschen Bühnen das am häufigsten aufgeführte Theaterstück. Schillers Pathos vom bescheidenen Mann aus dem Volk, der zum Kämpfer gegen Willkür und Unterdrückung durch ein überkommendes Herrschaftssystem heranreift, schien sich nachgerade anzubieten, um den Aufstieg Hitlers mit dem ‘Tell’ zu feiern. Der ‘Tell’ mit seiner Blut- und Bodenhaftung im Stile der Zeit konnte leicht zur Beschwörung der neuen Volksgemeinschaft, sein Freiheitspathos in ein Motiv für die Befreiung von (*jüdischer*) *Fremdherrschaft* umgedeutet werden. Die Theater erwiesen sich als geschmeidig genug, den ‘Tell’ wie eine Vorahnung Schillers von einem kommenden ‘Tausendjährigen Reich’ zu inszenieren. Stellen, an denen die nationalsozialistisch Gewendeten Beifall klatschen konnten, finden sich reichlich. Besonders eignete sich der Rütli-Schwur:

‘Stauffacher: [...] Es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen. (Reicht rechts und links die Hand hin)

Auf der Mauer: Ja, wir sind *eines* Herzens, *eines* Blutes!

Alle (sich die Hände reichend): Wir sind *ein* Volk, und einig wollen wir handeln. ‘

Und weiter: ‘Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen

und Gefahr.' Und Schiller lieferte die Legitimation des 'Führers' als 'oberstem Rechtsschöpfer' gleich mit: 'Denn herrenlos ist auch der Freieste nicht. Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter, wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.' Die Stellen ließen sich beliebig vermehren.“ Vom *Tell* kommt man dann zwanglos zu Schillers Rezensionen: dort hat er sich selbst zum „oberstem Rechtsschöpfer“ ernannt: gleichzeitig Gesetzgeber und Richter.

Unabhängig von der Frage, ob Schiller verstanden oder missverstanden wurde: man musste kein Wort in den Werken ändern, um sie im nationalsozialistischem Sinne gebrauchen zu können: der Pathos machte es möglich. Erinnert sei an Friesen, der bezüglich der Deklamationsveranstaltungen mit Schillerschen Gedichten schon 1870 darauf hinwies, wie durch leichte Betonungsveränderungen diese pathetischen Werke unterschiedliche Wirkung zeigten. Noch deutlicher formuliert das Ruth Klüger 2005 in einer Rezension von Schillers Gedichten: „Doch das eigentliche Problem der Schillergedichte ist der hohe Ton, das Pathos, das uns Heutige verdrießt und mißtrauisch stimmt, weil wir erfahren haben, wie gut es sich damit lügen läßt.“

In einem ganz anderen Sinne gab es jedoch Grund genug, sich auf Schiller zu berufen, auch wenn man das nicht direkt zu erkennen gibt. Man sollte auch die Nationalsozialisten nicht unterschätzen: in der Führung gab es viele gebildete Leute – Bildung marschiert nicht im Gleichschritt mit Menschlichkeit. Autoritäre Systeme sind sich darin einig, das gemeine Volk, das sie im tiefsten Herzen verachteten und dessen Mitglieder sie keine individuellen Rechte zugestehen wollten, sei zu erziehen – in einem Sinne, den sie selbst festlegten. Bei den Nazis war das der Volksgenosse, der dem Führer bedingungslos zu folgen hatte und der zur Sicherheit vom Blockwart beaufsichtigt wurde. In der DDR war das die sozialistische Persönlichkeit, der in den Schulen der sozialistischen Arbeit die gerade aktuellen Ziele der Partei der Arbeiterklasse beigebracht wurden. In beiden Fällen ging es um die Erziehung zu einem neuen Menschen, dem keine individuellen Rechte zugestanden wurden, von Freiheit gar nicht zu reden. Ziele wurden grundsätzlich von oben ohne Diskussion vorgegeben und Aufgabe der Literatur war es, diese Erziehung zu unterstützen.

Die Aufgabe der Literatur sieht Schiller genau so: das Volk existiert nur als Masse und ist vom Dichter „hinaufzuziehen“. Als eine Erziehungsmethode wird sogar die Manipulation befürwortet: die Masse soll von sich aus etwas einfordern, was ihr vorher manipulativ eingeflüstert wurde. Schon vor der Rezension hatte Schiller die herrschenden gesellschaftlichen Zustände, die von der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung als unerträglich empfunden wurde, mit dem Satz gerechtfertigt, „daß die Gesetze tugendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen.“ Dann bleibt für die Literatur nur noch die Aufgabe, die Menschen an das System anzupassen! Diese Mission ging sogar soweit, dass man meinte, erst ein Volk schaffen zu müssen!

Totalitäre Systeme konnten sich also durchaus mit Schillers Anschauungen, Meinungen und Forderungen identifizieren. Cysarz, Unterstützer des sudetendeutschen „Volkstumskampfes“ der 1920er und 1930er Jahre, hat seinen Schiller richtig verstanden, wenn er aus der Rezension herausliest, wie Literatur in totalitären Systemen zu sein hat – genormt, ohne Menschlichkeit: „Persönlichkeit statt nur interessanter Individualität, Norm statt Apartheid und Bizarrerie! In Schillers Bürger-Rezension tritt dieser klassische Persönlichkeitsbegriff am schroffsten gegen seine Widersacher: das Laute, das Plumpe, das Grelle, das Gleissende, das Rührende.“ Dass Schiller sich selbst später nicht mehr als Erzieher sah und nicht einmal Wert darauf legte, verstanden zu werden, ist in diesem Zusammenhang zwar zu konstatieren – von seinen Anhängern wurde er trotzdem als der große Lehrer gesehen.

Die Problematik einer solchen Erziehung kann am besten mit zwei Zitaten verdeutlicht werden. Von C. M. Wieland stammt der wunderbare Satz: „Wer zum Menschen geboren wurde, soll und kann nichts edleres, größeres und besseres seyn als ein Mensch.“ Die Gefahr, die darin besteht, aus dem Menschen etwas anderes, „höheres“, „ideales“, einen „neuen Menschen“ machen zu wollen, hat schon Edgar Allan Poe klar benannt: „Und in der Tat: jedwedes Bestreben, sich zum Uebermenschlichen empor zu schwingen, führt unwandelbar zum Absturz ins Untermenschliche.“ Wie berechtigt diese Warnung aus dem 19. Jahrhundert war, hat sich im 20. Jahrhundert leider zweifach gezeigt – merkwürdig: Schiller war immer dabei.

Welch andere Vorstellung Bürger von der Literatur hatte, zeigt sich schon darin, dass er Individuen zu Helden seiner Gedichte macht, wie Lenore, Rosette (*Des Pfarrers Tochter von Taubenhain*), Frau Magdalis (*Die Kuh*), Hans Bendix (*Der Kaiser und der Abt*). Auch in den Liebesgedichten zeigt sich das. Bürger will keine abstrakte Erziehung betreiben, er bringt das Leben, seine Schönheiten, Widersprüche und Abgründe in seine Gedichte – er mischt sich ins gesellschaftliche Leben ein. Besonders charakteristisch für ihn ist seine Haltung zu Freiheit und Menschenrecht, die er in seiner bereits erwähnten Freimaurerrede *Ermunterung zur Freiheit* von 1790 offen legt.